

Buchbesprechungen

Kartenhaus am Tellerrand

PETER F. TSCHUDIN: **Megalithische Welten. Eine Spurensuche**, Schwabe Verlag Basel 2016, 222 Seiten, 48 EUR

Wer jemals den Steinkreis von Stonehenge, die gewaltige Allee von Avebury, die Steinreihen von Carnac, den Grabhügel von Newgrange, die Anlagen von Callanish oder von Loch Stenness auf den Orkney-Inseln besucht hat, ob im Nebel oder bei Sprühregen, ob im Morgen-, Abend- oder Mondlicht, betaut oder bereift, wird sich dem Eindruck der gewaltigen Monolithen, Steinbauten oder Steinanlagen kaum entziehen können. Dabei ist es nicht nur die schiere Größe der plastisch markanten, un bearbeiteten Steine, die elementare Geste der Aufrichte oder aber die rätselvollen Motive, die Schalen, Kreise und Figuren; gerade die schweigende Größe, die urwüchsige Macht dieser Heiligtümer und das Fehlen von Dokumenten über deren ursprüngliche Funktion ist es, die den Betrachter staunen und über die dunklen Welten der Vergangenheit nachsinnen lassen.

Für gewöhnlich werden diese Zeugnisse früher Epochen der »Kultur der großen Steine«, der Megalithkultur zugerechnet, die sich von Skandinavien bis zum Mittelmeer, in ihren Ausläufern bis nach Korsika und Malta hinabzog. Wenn man dann aber von den Dolmen der Golan-Höhen erfährt, vom Tempel von Göbekli-Tepe aus dem zehnten vorchristlichen Jahrtausend, von Steinkreisen in Afrika und Menhiren in Asien, muss früher oder später zwangsläufig die Frage nach dem Ursprung, der Verbreitung und der Gemeinsamkeit dieser Phänomene aufkommen. Peter Tschudin, bisher auf wissenschaftlichem Gebiet mit Vorgeschichte im Alpenraum befasst, versucht in diesem Buch einmal alle als »megalithisch« zu bezeichnenden Phänomene weltweit in den Blick zu nehmen, um der Frage nach grundlegenden Aspekten dieses Phänomens nachzugehen und essenzielle Faktoren herauszuarbeiten.

So weit so gut und auch so nützlich. Denn der hauptsächliche Wert dieses Buches besteht darin, einmal in systematischer Weise über den Tellerrand der europäischen Megalithkultur hinauszublicken und die Frage nach globalen Beziehungen zu stellen. In der umfangreichen Bibliografie findet der Interessierte auch den Einstieg in manche Fachliteratur zum jeweiligen Gebiet. So gewinnt man im Laufe der Lektüre den Eindruck, wenn es auf dem Globus ein kulturelles Phänomen gibt, das im weitesten Sinne die Bezeichnung megalithisch rechtfertigt, dann wird es hier zumindest erwähnt. An sich gut ist auch die Idee des Verlages, in der Marginalspalte einzelne wenig bekannte Begriffe kurz zu erläutern, was aber leider nicht konsequent durchgehalten wurde. Immer wieder tauchen Begriffe und Termini auf, die nur wenigen Spezialisten bekannt sind (z.B. »Milankovic-Zyklen« S. 23, »Bayon« S. 29 usw.). Die Abbildungen leiden etwas unter dem billigen Papier, die wichtige Abbildung auf S. 29 ist schlicht nicht identifizierbar. Das mag nebensächlich erscheinen, ist aber im Zusammenhang mit dem grundsätzlichen didaktischen Problem des Buches nicht ganz so nebensächlich.

Denn der Autor hat natürlich eine schwierige Aufgabe, viele komplexe Phänomene in knapper Form darzustellen. Das eigentliche Problem des Buches ist aber, dass immer wieder und wieder aus dem Hintergrund heraus Kriterien in Anschlag gebracht werden, die nicht transparent genug entwickelt sind. So »dürfen«, so heißt es da nur knapp auf S. 74, die afrikanischen Steinkreise vom Niger bis nach Senegal »nicht als Beweise für einen direkten Einfluss einer wie auch immer gearteten megalithischen Kultur angesehen werden, weil eine solche Erscheinung zu den elementaren sozio-kultu-

rellen Manifestationen der Menschheit gehört, die sich jederzeit und überall herausbilden können«. Etwas salopp ausgedrückt: Um auf die Idee zu kommen, einen Stein aufzurichten, braucht man nicht erst jemanden, der aus der Ferne herankommt und einem zeigt, dass das geht. Warum der Autor diese grundlegende Einsicht dann aber nicht auch konsequent weiter anwendet, wird erst allmählich deutlich, wenn man merkt, dass es ihm nicht zuletzt darauf ankommt, einen historischen Verbreitungsprozess des »Megalithentums« zu rekonstruieren, der im zehnten Jahrtausend im Nahen Osten begonnen haben soll und dann über zwei Hauptwege nach Süden und Norden gelangt sei. Doch das ist nur einer der beiden Hauptaspekte. Der andere ist die Frage nach dem geistigen Hintergrund des Phänomens.

Hierzu werden im zweiten Teil des Buches sehr ausführlich die Kulturen der Batak von Mittelsumatra und der Toraja in Sulawesi behandelt, die der Autor aus eigener Anschauung kennt und von denen er glaubt, es handle sich hierbei um repräsentative Fälle einer »lebenden Megalithkultur«, von der aus man Schlüsse auf die kulturellen Hintergründe aller anderen Megalithbauten ziehen könne, für die es keine hinreichenden Dokumente gibt. Dies aber ist schon allein deshalb fragwürdig, weil der Autor keinerlei Belege dafür liefern kann, wie alt die Überlieferungen und Gebräuche dieser beiden Kulturen sind. Das ist nicht ganz abwegig, denn z. B. die Häuser der Toraja mit ihren schön geschwungenen Dächern haben sich nachweislich erst im letzten Jahrhundert entwickelt. Vor allem aber verwundert es, wenn man zur Kenntnis nehmen muss, dass es nicht etwa die wichtigsten Tempel und Kultorte dieser Stämme sind, die megalithisch gebaut sind, sondern bei den Batak und den Toraja ausser profanen Dingen wie Mauern und Treppen nur der Versammlungsplatz mit lediglich hüfthohen Steinen, einmal bearbeitet, einmal unbearbeitet. Warum hier nicht dasselbe Kriterium wie bei den afrikanischen Steinkreisen gilt, wird jedoch nicht klar begründet.

Weiterhin ist es problematisch, ob man die in Asien weit verbreitete Ahnenverehrung nun

auch schon als Schlüssel für den religiösen Hintergrund aller übrigen Megalithkulturen heranziehen kann. So versucht der Autor, die Religion des alten Ägypten – das er auch unter die Megalithkulturen zählt, weil große Steine verbaut werden – mit sanfter, aber spürbarer Gewalt zu einer maßgeblich vom Ahnenkult geprägten Religion umzudeuten. Das ist kein »breit angelegter Vergleich« (S. 187), sondern leicht durchschaubare Überzeugungsrhetorik. Das Problem liegt dabei nicht darin, dass es nicht auch in Ägypten die Verehrung von Vorfahren, etwa denen des Pharaos, gegeben hat, sondern ob es eine notwendige und plausible Verbindung zwischen den Spezifika der Ahnenverehrung und dem kultischen Gebrauch großer, insbesondere unbehauener Steine gibt – eine Frage, die sich der Autor bei all seiner demonstrativen Gelehrsamkeit offenbar nicht wirklich gestellt hat. Mit dem Rekurs auf die Ahnenverehrung der Batak und der Toraja ist dann zugleich auch schon die Tür zu kosmologischen, astronomischen und anthropologischen Vorstellungen weit geöffnet, die der Autor ebenfalls für spezifisch »megalithische Vorstellungen« hält, ohne sich klarzumachen, dass es sich um allgemein verbreitete Vorstellungen vieler alter Kulturen handelt, ganz unabhängig vom Gebrauch bestimmter Materialien und Techniken.

Damit verfließt ihm die Kontur der ursprünglichen Fragestellung: »Was sind die Quellen der Megalithkulturen?«, je mehr Aspekte und Inhalte hinzukommen, zugleich immer mehr unter den Händen. Dass die alten Kulturen generell mit den kosmischen Bewegungen und den als Wesen erlebten Himmelserscheinungen gelebt haben, dass diese der maßgebliche Gegenstand ihrer Verehrung waren und man die Kultorte darauf eingestellt und ausgerichtet hat, ist nun wirklich nichts Neues mehr. Neu und aufschlussreich wäre es gewesen, wenn man hätte darstellen können, aus welchen Faktoren heraus sich für eine Kultur die Notwendigkeit ergeben kann, vom Material Holz, mit dem sich ebenso gut kultisch arbeiten lässt, auf das Material Stein in monumentaler Dimension überzugehen, ganz egal, ob man das aus eigenem Antrieb tut oder eine von außen

kommende Anregung dazu aufgreift. Eine innere Beziehung zwischen Megalithkultur und Ahnenkult würde dabei erst dann plausibel werden, wenn man zumindest zeigen könnte, wie mit der Einführung, Entwicklung oder der Übernahme eines Ahnenkultes in einer Kultur auch die Verwendung überdimensional großer Steine einhergegangen ist. So aber bewegt sich die Deutung der »Spuren« schon allein deshalb auf fragmentarischem Terrain, weil z. B. megalithische Brücken, Stadt- oder Festungsmauern nicht aus (ahnen-)kultischen Gründen errichtet werden.

Besonders krass zeigen sich die Schwächen und Inkonsistenzen der Methodik im Fall von Ägypten. Hier wird einmal das höhere Alter der Megalithbauten von Malta aus dem vierten Jahrtausend zum Grund für die Vermutung des Autors, die ägyptische Kultur sei von dort her beeinflusst, während dann später einer der angeblichen »Traditionsströme« über den Persischen Golf und das Rote Meer nach Norden zum Mittelmeer und von dort nach Westen – also in entgegengesetzter Richtung – verlaufen sein soll. Dass dabei die ältesten Pyramidenbauten Ägyptens in Sakkara den mesopotamischen Anlagen viel verwandter sind als den maltesischen, wird nicht einmal erwähnt, geschweige denn diskutiert. Dabei befremdet es, dass der Autor auch auf bekanntem Terrain so tut, als sei er der erste, der sich zum Beispiel über die Einflüsse zwischen Malta und Ägypten Gedanken macht. Bei all dem herrscht der Gestus des permanenten Urteilens, ohne die für eine pionierhafte Untersuchung notwendige methodische Reflexion. Diese beschränkt sich nur darauf, dass hier noch zu wenig erforscht wurde, dort etwas umstritten ist, dieses unsicher, jenes schwer zu erweisen. Mehr und mehr gewinnt der Leser den Eindruck eines nach und nach aus dem dunklen Hintergrund heraus aufgebauten Konstruktes, das die schwerwiegende Erschließungsproblematik – seien es die ausgewählten Phänomene, die angelegten Kriterien, die verwendeten Methoden oder die daraus gezogenen Schlüsse – nur unzureichend mit dem apodiktischen Gehabe gängiger Wissenschaftssprache und ihren Formulierungen wie »es ist

zwingend anzunehmen«, »daran ist nicht zu zweifeln« usf. zu kaschieren versucht.

Das Konstrukt eines angeblichen »Megalithentums«, einer megalithischen »Tradition« oder dergleichen wird nicht plausibler, wenn man eine vermeintliche Ausbreitungs- oder Verbreitungslinie – mit Lücken im Format von Jahrtausenden – konstruiert, ohne die Frage hinreichend beantwortet zu haben, warum man überhaupt irgendwann und irgendwo einmal angefangen hat, große Steine aufzurichten und in bestimmter Weise zu verwenden. Die Suche nach Traditionslinien und Einflussbereichen ist keine Lösung der Frage, sondern verschiebt das Problem ja nur. Bei all dem Material, das der Autor zusammengetragen hat, bleiben somit die eigentlichen Grundfragen unbehandelt, die Kriterien fluktuierend, die nötigen Spezifikationen unscharf und die Ergebnisse letztlich zu unsicher, um praktikabel zu sein. Statt dass sich das Ganze zu einer soliden Grundlage entwickelt, nehmen nur die ungelösten Fragen und unbehandelten Probleme zu.

Es ist dies freilich ein Versuch, an dem vieles gelernt werden kann, wenn auch wohl anders als der Autor es selber gern hätte. Gerade bei der schlussendlichen Rückkehr zu ein paar provinziellen Stätten in der Schweiz, an denen der Autor Dinge hervorhebt, die für die Forschung auf den Britischen Inseln selbstverständlich sind, wird der Abstand zwischen den konkreten Befunden und dem bis dahin aufgebauten Deutungskonstrukt besonders auffällig. Obwohl zwar immer wieder auf die neuesten Methoden der Archäologie hingewiesen wird, erinnert das Vorgehen des Autors verdächtig an überholte Versuche aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert, im Blick auf das große Ganze anhand herausgegriffener Einzelmotive, hochgradig abstrahierter Kriterien und professioneller Rhetorik den Einstieg in eine tiefere Ursachenschicht kultureller Phänomene zu suggerieren. Überzeugend ist das nicht, aber durch die anhaltende Provokation von Widerspruch auf Seiten des Lesers immerhin anregend, die Beschäftigung mit den Spuren alter Kulturen weiter zu verfolgen.

Roland Halfen

In pädagogischer Provinz

OLAF DAECKE: **Kultur- Kunst – Wirtschaft. Portraits der baden-württembergischen Region Köngen und Wendlingen**, SchneiderEditionen, Stuttgart 2016, 405 Seiten, 32 EUR

Ginge es um die Biografie einer oder mehrerer Persönlichkeiten, das Jubiläum einer Firma oder um die Geschichte einer Gemeinde, so würde sich nur ein mehr oder weniger enger Personenkreis dafür interessieren können. In diesem Band, herausgegeben von dem ›Kultur-förderverein auf anthroposophischer Grundlage Köngen und Wendlingen‹ und gestaltet von dem Stuttgarter Designer Walter Schneider, geht es um all dies – und noch mehr.

Es geht um einen Menschenkreis, der den Arbeiterort Wendlingen und das benachbarte verträumte Bauerndorf Köngen in eine Landschaft verwandelte, in der Wirtschaft, Kunst und Pädagogik – sich gegenseitig fördernd – zusammenwirkten. Für Schicksalsfragen, nicht nur in einzelnen Biografien, sondern für das Ineinandergreifen der Lebenswege ganz unterschiedlicher Menschen und für die bedeutenden Wirkungen, die daraus hervorgehen können, ist diese Publikation von Interesse. Dergleichen ist natürlich schon an vielen Orten der Fall gewesen und findet auch heute noch statt. Aber hier geht es um Menschen, die aus ihrem Verständnis von Anthroposophie heraus so kulturschöpferisch tätig waren, dass diese Ortschaften über Generationen und weit über ihre Grenzen hinaus dadurch geprägt wurden. Olaf Daecke sammelte über Jahre Berichte von Zeitzeugen, skizzierte Biografien aus Nachrufen, und stellte seine Funde schließlich in diesem Band zusammen, dem ein Grußwort des ehemaligen Bürgermeisters Hans Weil vorangestellt wurde – ein deutliches Zeichen für ein gutes Verhältnis zwischen den anthroposophischen Initiativen und der Gemeinde, das zunächst nicht selbstverständlich war.

Den Anfang machte Erwin Behr, der 1912 von Stuttgart nach Wendlingen zog und dort eine Möbelfabrik einrichtete, obwohl er in den Ruhestand hätte treten können. Hier wurden das verformbare Sperrholz und die Spanplatte entwickelt. Beide Produkte, mit denen die Firma sehr

erfolgreich Möbel produzierte, fanden weltweite Verbreitung. Dem Ingenieur Emil Kühn fiel auf, wie wenig die Lehrlinge für das Leben gerüstet waren, wenn sie mit vierzehn Jahren aus der Volksschule kamen. Er sorgte dafür, dass die Jugendlichen neben ihrer handwerklichen Ausbildung eine an die Waldorfpädagogik angelehnte Allgemeinbildung erhielten, die ihnen für das berufliche Fortkommen größere Flexibilität ermöglichen sollte. Er war überzeugt, dass die Ausbildung nicht mehr wie früher das ganze weitere Berufsleben bestimmen müsse. Diese Einsicht setzte er programmatisch bei den fachlichen Prüfungskommissionen durch.

Diese Initiative hatte zwei Wirkungen. Einerseits zeigte sich immer wieder, dass diese Lehrlinge sich später weiterbildeten, manche sogar zu Ingenieuren. Andererseits wurde dieses Konzept in mehr oder weniger abgewandelter Form zur Anregung für die Einrichtung von beruflichen Bildungswegen in Waldorfschulen wie zum Beispiel in Wanne-Eickel, in Kassel oder auch am Kräherwald in Stuttgart.

Martha Kühn-Behr hatte eine besondere Zuneigung zu Kindern aus dem Ort, die sie in Spielgruppen, wo man musizierte und erzählte, regelmässig betreute. Sie half, wo es ging, und zählte zu den angesehenen Persönlichkeiten in der Dorfgemeinde.

Dr. Emil Kühn wurde nach dem Tode von Emil Molt 1936 Vorsitzender des Stuttgarter Waldorfschulvereins. So wurde er Zeuge der Zerbombung des Stuttgarter Eurythmeums, das auf dem Gelände der Waldorfschule stand. Auf einem Spaziergang in Köngen entdeckte er 1945 einige von der ›Organisation Todt‹ für den Autobahnbau nicht mehr benutzte Baracken. Er erwarb sie für die Firma Behr und holte unter den abenteuerlichen Umständen der Nachkriegszeit Else Klink und Otto Wiemer von der Schwäbischen Alb, wohin sie sich zurückgezogen hatten, nach Köngen. Schon 1947 lebten dort an die fünfzig Eurythmistinnen und Eurythmisten.

die Drei 12/2016

Nach den Kursen wurde oft bis in die Nacht hinein an der Vorbereitung von Aufführungen gearbeitet, die auf weltweiten Tournéeen gezeigt wurden. Da schon bald die Baracken zum Üben nicht ausreichten, zog man Wirtshausräume hinzu, die manchmal nur durch Matsch und Schnee in fliegenden Gewändern erreicht werden konnten – ein ungewöhnliches Spektakel für die Dorfbewohner!

Sie brauchten wohl einige Zeit, um diese Fremden in der Gemeinde zu akzeptieren. Es muss besonders Otto Wiemer zu verdanken sein, dass sich das Verhältnis zu den Bewohnern schließlich in eine gegenseitige Anerkennung wandelte. Neben seiner Tätigkeit in der Eurythmieausbildung entwickelte er aus einer Zusammenarbeit mit Mitgliedern der Köngener Vereine ein reges Theaterleben am Ort, das einen volkspädagogischen Charakter hatte. Man-

che Schauspieler und Regisseure wie Wilfried Hammacher und Jörg Kralik, die dann in Stuttgart und Dornach wirkten, hatten sowohl Eurythmie wie Schauspiel in Köngen gearbeitet. Die Sprachgestalterin und Schauspielerin Dora Gutbrod gehörte später zum Ensemble der Dornacher Bühne. Und Walter Roggenkamp entwarf und stellte Bühnenbilder her, wie er es später auch in Dornach tun sollte. Dies nur um einige Beispiele zu nennen.

Das Wirken von Emil und Martha Kühn, von Else Klink und Otto Wiemer war in seiner Art der Übergang einer Generation von Menschen, die Steiner noch gekannt hatten, auf die nachfolgende Generation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es war kein engherziges, sondern ein großzügiges, intensives Wirken – ein Beispiel für wahre Kulturtaten.

Uwe Werner

Feinsinnig und kenntnisreich

WOLFGANG HÜBNER: Körper und Kosmos. Untersuchungen zur Ikonographie der zodiakalen Melothese (Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaft 49), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2013, 412 Seiten, 84 EUR

Hinzuweisen ist auf das bereits 2013 erschienene Buch ›Körper und Kosmos. Untersuchungen zur Ikonographie der zodiakalen Melothese‹ von Wolfgang Hübner, das ob seiner Thematik gleichsam zeitlose Gültigkeit für sich beanspruchen darf.

Darstellungen des Tierkreises in Beziehung zur Menschenwesenheit (z.B. als Homo signorum = Tierkreiszeichenmann) finden sich schon im Alten Ägypten. Für den Menschen des Bewusstseinsseelenzeitalters, dessen Bewusstsein nicht mehr in dem vergangener Zeiten gründet, stellt sich in Anbetracht der Existenz entsprechender Darstellungen in Antike, Mittelalter, Renaissance und auch Barock die Frage nach einem Verständnis der zwölffachen Beziehung des Tierkreises zum Menschen.

Der emeritierte Altphilologe Wolfgang Hübner, der sich bereits 1981 im Rahmen seiner Habilitationsschrift mit dem Titel ›Die Eigenschaften der Tierkreiszeichen in der Antike. Ihre Dar-

stellung und Verwendung unter besonderer Berücksichtigung des Manilius‹ und seither mehrfach mit der Thematik des Tierkreises in der Kulturgeschichte befasst hat, stellt mit der vorliegenden Studie wiederum eine Fülle akribisch durchgearbeiteten Materials zur Verfügung. »In dieser Arbeit«, schreibt er in der Einleitung, »sollen nun die bisher bekannten Bilder und einige neue in ihren Variationen genauer untersucht werden, als das bisher geschehen ist.« Dem Autor geht es dabei um das »Verhältnis des gesamten Tierkreises zum aufrechten menschlichen Körper« und die »Gestaltung einzelner Tierkreisbilder«, aber auch die interessante Frage, wie es möglich wurde, den »runden« Tierkreis an »den aufrechten Körper des Menschen anzupassen« oder inwieweit »die Rückseite des menschlichen Körpers einbezogen« wird. Die methodische Vorgehensweise ist vergleichend. Das Material ist in acht Kapitel geordnet, unter ihnen zum Beispiel ›Der Tierkreis und

die aufrechte Position des menschlichen Körpers, ›Links und Rechts in der Symmetrie des menschlichen Körpers‹, ›Die Verdoppelung einzelner Tierkreisbilder‹, ›Der Abstieg von oben nach unten a capite ad calcem‹, ›Vor und hinter der Figur‹ oder ›Mann und Frau‹.

Die mit 234 Schwarzweißabbildungen und 30 Farbtafeln reich bebilderte Studie ermöglicht wertvolle Einzelbeobachtungen und das durch den Autor zusammengetragene Bildmaterial ist schon allein als Überblick etwas Besonderes, da sich in den Darstellungen ja immer auch die Geistigkeit einer bestimmten Zeit manifestiert. Die Ergebnisse der Studie sind teilweise ebenfalls hochinteressant. So konstatiert der Autor beispielsweise ein allmähliches Verschwinden der »kosmischen Kreise« in den Tierkreisdarstellungen, ja des Tierkreises selbst, wenn er schreibt: »Damit schwindet zugleich das Gefühl, ständig von Bewegung umgeben zu sein, und die Darstellungen werden zu statischen,

ja statuarischen Universalbildern mit einem starren Analogiegesetz« (S. 309). Derartig feinsinnige Beobachtungen ermöglichen schon fast die von dem Autor allerdings nicht behandelte Frage nach der bewusstseinsgeschichtlichen Deutung seiner Konstatierungen, denn in der Tat kann der Verlust »ständig von Bewegung umgeben zu sein« den Wunsch im Menschen wecken, die verloren gegangene Bewegung durch bewusste Erkenntnisarbeit in neuer Weise wieder zu erlangen. Angesichts der stupenden – auch geistesgeschichtlichen – Kenntnisse des Autors, die sich bei der Beschreibung der einzelnen Tierkreisdarstellungen in großartiger Weise zeigt, verwundert es letztlich ein wenig, dass er an die von ihm konstatierten und analysierten Phänomene nicht auch noch andere Fragen, nämlich diejenigen nach der lebensgesetzlichen Beziehung des Tierkreises zum Menschen in der Gegenwart stellt.

Matthias Mochner

Umfassend und wertvoll

KRISTIN HELBER: Verzerzte Sichtweisen – Syrer bei uns. Von Ängsten, Missverständnissen und einem veränderten Land, Herder Verlag, Freiburg 2016, 272 Seiten, 24,99 EUR

Gegenüber dem von Susanne Schröter in ihrem Buch: »›Gott näher als der eigenen Halsschlagader‹ – Fromme Muslime in Deutschland« vorgelegten Überblick (vgl. meine Rezension in DIE DREI 11/2016) spricht Kristin Helberg aus der Sicht einer persönlich Betroffenen, in beiden Welten Verankerten. Durch Studium und mehrjährige Arbeit in Syrien – sie ist auch mit einem Syrer verheiratet – kann sie nachempfinden, womit sich die syrischen Zuwanderer hierzulande auseinanderzusetzen haben. Wo also Schröter über Beobachtetes berichtet, schildert Helberg selbst Erlebtes. So ergänzen sich die beiden Bücher.

Bei Helberg steht nicht der Islam im Brennpunkt, zumal ja viele der zu uns gekommenen Syrer Christen sind, sondern die vielschichtige kulturelle Verschiedenheit, die uns allen von Kindheit an eingeprägt ist. Wo in Deutschland vor allem Gesetze das Verhalten zu regeln su-

chen, sind es in Syrien und anderen nahöstlichen Ländern gesellschaftliche Normen. Man wird erkennen, dass in der Begegnung mit Flüchtlingen manche Schwierigkeiten dem Islam zugeschrieben werden, aber in einem größeren kulturellen Kontext zu sehen sind.

Ein gutes Beispiel dafür gibt die Autorin aus der Beobachtung der Kinder. Wo ihnen in Deutschland gesagt wird: »Das ist verboten«, und sie dann womöglich zu argumentieren beginnen, heißt es dort: »Das tut man nicht«, und es werden ihnen von klein auf Grenzen gesetzt, die sie respektieren und verinnerlichen. Manche dieser Normen werden zwar aus dem Islam abgeleitet, haben aber im Grunde mit Religion nichts zu tun. Oft macht gerade das ein Verständnis so schwer, denn der Islam ist eben nicht nur Religion, sondern gleichzeitig eine Norm, die alle Lebensbereiche durchdringt – womit der Begriff »Religionsfreiheit«

fragwürdig wird, wenn er für alles Mögliche in Anspruch genommen wird.

Helberg zeigt, wie Fragwürdigkeit im wörtlichen Sinn – das Wörtchen »Warum?« – deutsche Kinder von klein auf begleitet, während sie syrischen Kindern fast unbekannt ist, und wie das bis in die Erwachsenenwelt prägend wirkt. Indem sie fundamentale Unterschiede anhand von vielen kleinen Episoden aus ihrem Leben wie aus der Begegnung mit ihrer syrischen Verwandtschaft illustriert, entsteht ein umfassendes Bild, das auch die eigenen Gewohnheiten durch eine syrische Brille zeigt, und dabei manche Eigenart zu Tage fördert, die uns meist nicht bewusst ist. Der Leser schmunzelt, wenn auf diese Weise Themenbereiche

wie Familien- und Wohnverhältnisse, Fahrstil oder Autokult unter die Lupe genommen werden. Natürlich kommt auch das Geschlechterverhältnis zur Sprache, wobei klar gemacht wird, dass die vorangige Rolle des Mannes keine spezifisch islamische Eigenart ist.

Die enthaltenen Informationen sind authentisch und auf dem neuesten Stand. Lediglich das vom Koran und seinen Auslegungsspielräumen gezeichnete Bild ist wohl etwas zu optimistisch, solange der gesamte Inhalt ausnahmslos als Wort Gottes genommen wird. Insgesamt ist Helbergs Buch aber ein wertvoller Beitrag zu einem differenzierten Verständnis der Islam- und Flüchtlingsproblematik.

Bruno Sandkühler

Ansporn und Stärkung

SIVAN KARNIELI & JOHANNES GREINER: **Schau in dich – Schau um dich. Ein Buch zur Eurythmie**, Novalis Verlag, Neukirchen 2016, 202 Seiten, 18 EUR

Dieses Buch ist ein Glücksfall für die Eurythmie. Beim Lesen kann man das Erlebnis haben, dass hier mächtige Anfangsimpulse in verwandelter Weise sich erneuern, nun nicht mehr an die alten Mysterien anknüpfend, sondern unmittelbar mit dem gegenwärtigen Christuswirken verbunden. Erkenntnislicht und Herzenswärme strahlt es aus. Im Sinne des Johannes- Evangeliums ist seine Botschaft: Ich bin die Eurythmie. Jeder ehrlich an sich arbeitende Mensch kann im Eurythmisieren – und sei es noch so anfänglich – Zeuge werden für unser aller reales Darinnenstehen in der höheren göttlich-geistigen Welt. Dies geschieht nicht in seelischer Abgehobenheit, sondern dadurch, dass sie sich immer tiefer in individuell freier und bewusst liebevoller Art in uns inkarniert. Dazu bedürfen wir der ergänzenden Zusammenarbeit und des gegenseitigen Austausches, denn es gibt viele seelische Schwächen und Widerstände zu überwinden, die der Eurythmie im Wege stehen. Außerdem ist bei vielen Menschen das Leibesinstrument heute so geschädigt, dass es überhaupt erst durch einen gesunden Umgang mit der Eurythmie für deren Erfahrungsmög-

lichkeiten tauglich gemacht werden muss. Nur in der aktiven Verbindung mit ihren übersinnlichen Quellen wird die Eurythmie in die Zukunft hinein künstlerisch überzeugen und ihre umfassend heilenden Lichtkräfte, die durch Veräußerlichung und falsche Anpassung, insbesondere an die Medienwelt, gefährdet sind, in unserem niederziehenden Alltag ausbreiten können. Es geht weniger um die Pflege des naturhaft Ätherischen, sondern um die Teilnahme an der Auferstehungskraft des Christus.

Dafür stehen die drei Autoren – neben Greiner und Karnieli hat auch Anton Kimpfner zum Buch beigetragen – in klarer, mutiger und dennoch freilassender Weise ein. Ihre Beiträge sind für interessierte Laien und Eurythmisten gedacht. Letztere können darin neue Anregungen, Ansporn und Stärkung auf ihrem schönen und oft schweren Weg finden, die Wahrheit und das Leben der Eurythmie heute in unserer widerstrebenden Zivilisation in Treue durchzutragen. Das Buch ist künstlerisch sehr ansprechend gestaltet und schon im Anfühlen ist es eine Wohltat, es in Händen zu halten.

Brigitte Sattler

Leserforum

»Und wenn er sie beim Kragen hätte«

Zu »Labortische zu Altären?« von Christoph Hueck in DIE DREI 7/2016

Es ist zu begrüßen, dass Christoph Hueck versucht, moralische Fragen im Zusammenhang mit gentechnischen Verfahren mithilfe entsprechender Darstellungen Rudolf Steiners zu verstehen. Entscheidend erscheint ihm dabei die ethisch-moralische Motivation. Er referiert aus Vorträgen Steiners einen vierstufigen Weg zur Wesenserkenntnis und versucht, den Weg von der molekularbiologischen Forschung bis zur gentechnischen Anwendung in dazu komplementären Schritten zu beschreiben. Aus der zunehmenden Selbstlosigkeit auf der einen und dem zunehmenden Egoismus auf der anderen Seite ergibt sich ihm die Frage nach der Möglichkeit einer unegoistischen Gentechnik.

Hueck geht dann davon aus, dass der Einbau eines Gens zur erhöhten Produktion von Beta-Carotin in Reis (»Goldener Reis«) ein Beispiel für eine unegoistische gentechnische Entwicklung sei. Es seien dabei auch keine Monopolkonzerne beteiligt und es handele sich um ein Projekt, bei dem die Erfinder und die beteiligten Firmen auf Lizenzgebühren verzichteten, da sie das Leid der vielen unter Vitamin A-Mangel leidenden Menschen im Blick hätten.

Auf Wikipedia, auf deren ausführliche Darstellung Hueck selbst hinweist, und an einigen weiteren Stellen liest sich das allerdings etwas anders: »Um den Schritt von der Erfindung zum Produkt gehen zu können, für den Potrykus und Beyer keine ausreichende öffentliche Unterstützung erhielten, verkauften sie das Patent an Zeneca (heute Syngenta). Im Gegenzug stellte Zeneca/Syngenta im Rahmen einer Public-Private-Partnership eine Lizenz für den »humanitären Einsatz« sowie technologische und andere Unterstützung bereit. Als eine Voraussetzung für die tatsächliche Produktion von Goldenem Reis mussten weiterhin 70 Pa-

tentrechte an den verwendeten Verfahren von 32 Patentinhabern eingeholt werden. Da der Goldene Reis frei von Lizenzgebühren abgegeben werden sollte, mussten die Patentinhaber einer freien Nutzung zustimmen. Diese Aufgabe wurde durch den privaten Partner in etwa einem halben Jahr gelöst.« Und auf der Website der ETH Zürich ist ergänzend zu lesen: »Im Jahr 1992 hatten die Forscher mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung begonnen, entsprechende Gene aus Narzissen und Bakterien in konventionellen Reis einzuschleusen. Über acht Jahre dauerte es, bis ganze Stoffwechselketten genetisch transplantiert werden konnten. [...] Sechs Weltkonzerne hatten sich bereit erklärt, auf die fälligen Lizenzgebühren zu verzichten, wenn ein Betrieb in den Entwicklungsländern aus den Verkauf des Golden Rice nicht mehr als 10.000 Dollar im Jahr erwirtschaftet.« Auf Wikipedia ist von 10.000 Dollar Umsatz die Rede. Das Forum Bio- und Gentechnologie e.V. schreibt noch etwas differenzierter: »Eine Nachzüchtung und Weiterverwendung in den Folgejahren soll erlaubt sein, jedoch nur zum Eigengebrauch, nicht für Export und Agrarhandel.« (<http://www.transgen.de/forschung/428.goldener-reis-vitamin-augenerkrankungen.html>) Der Verzicht auf Lizenzgebühren gilt also nur eingeschränkt.

Es steht Herrn Hueck natürlich frei zu glauben, ein Konzern wie Syngenta tue so etwas aus reiner Menschenliebe. Mir scheint der Gedanke näherliegend, dass hier von sechs Weltkonzernen (neben Syngenta sind das Firmen wie Bayer, Monsanto, Novartis usw.) mit Unterstützung industrienaher Stiftungen (Rockefeller, Gates) eine Möglichkeit gesucht wurde, mit moralischem Druck eine Hintertür für die Einführung der Gentechnik zu schaffen.

die Drei 12/2016

Dieser moralische Druck kann hier in Sätzen wie dem folgenden erlebt werden: »Einerseits ist es leicht, sich über die Profitgier der Gentechnikfirmen zu echauffieren, andererseits muss man sich fragen, ob man einem seiner eigenen Kinder ein therapeutisches Verfahren vorenthalten würde, durch das eine schwere Erkrankung mit gentechnischen Methoden geheilt werden könnte.« Und nach einem Hinweis auf die ›Philosophie der Freiheit‹ heißt es: »Worin besteht im Falle des ›Goldenen Reises‹ dieser intuitiv zu erlebende Weltzusammenhang? Steht man in ihm ›in der rechten Art drinnen‹, wenn man sich verdeutlicht, wieviel Leiden durch Vitamin A-Mangel hervorgerufen wird, oder wenn man theoretische Befürchtungen und prinzipielle Überlegungen zu gentechnisch veränderten Pflanzen anstellt?«

Wenn in solchen Aussagen komplexe Beziehungen auf einen monokausalen Zusammenhang und ein plattes Entweder-Oder reduziert und sogar ohne Abwägen eventueller Nutzen und Schäden dastehen, wirken sie wie aus einer Werbebroschüre eines Biotech-Konzerns. Das wird sogar noch gesteigert: »Durch den Anbau hätten möglicherweise allein in Indien bereits Hunderttausende Leben gerettet werden können.« Die Behauptung, dass der Anbau von Obst und Gemüse oft nicht zu realisieren sei und die Betroffenen auf den ›Goldenen Reis‹ angewiesen seien, wäre von Herrn Hueck noch zu begründen, zumal es bereits etliche Projekte gibt, in denen genau dies gelungen ist. Und in großstädtischen Slums wäre auch mit ›Goldenem Reis‹ das Problem der Not und der Mangelernährung nicht behoben.

Die Frage Herrn Huecks, ob es sich nicht in gewissem Sinne um »Ehrfurcht vor den Welterscheinungen« und ein »Sich-in-Einklang-Versetzen« mit der Wirklichkeit handele, wenn sich die Entwickler vom Leid der Betroffenen motivieren ließen und auf immer neue Anforderungen eingingen, lässt sich in diesem konkreten Fall allein schon dadurch klar verneinen, dass an Menschen ohne deren Einwilligung Versuche durchgeführt wurden, sodass einem beteiligten Forscher zwei Jahre Forschungsverbot erteilt wurden.

Die Überschrift ›Labortische zu Altären‹ weist darauf hin, dass Herr Hueck nach einem Weg sucht, auf dem sich Sakramentalismus in die Handhabung der Gentechnik bringen ließe, um diese als moralisch gerechtfertigt »in Einklang mit den Weltgesetzen« bis zur »Ergebung in den Weltenlauf« zu führen. Dabei bleibt er bei den schon genannten Hinweisen auf die Motivation und das immer neue Eingehen auf wissenschaftliche, medizinische und rechtliche Anforderungen im Genehmigungsverfahren stehen und zeigt kein Bewusstsein für die Frage, welche ätherischen, seelischen und geistigen Kräfte und Wesen in der Gentechnik wirken. Und obwohl er aus Darstellungen Steiners vier Stufen zur Erkenntnis der Wirklichkeit referiert, ja sogar schreibt: »Das bloße, von der konkreten Wirklichkeit abstrahierende Denken behauptet ja, dass die biologischen Phänomene durch die Entdeckung der DNA-Doppelhelix-Struktur verstehbar geworden seien«, wird in dem Artikel nirgends deutlich, dass genau dieses abstrahierende, Lebendiges nur als Wirkung komplizierter physischer Vorgänge deutende Denken die Grundlage von Genmanipulation ist. Solch ein Denken ist grundsätzlich nicht in der Lage, moralisch – im Einklang mit den Weltgesetzen – zu wirken, denn es schließt ja den geistigen Umkreis aus. Ein Denken, das z.B. sich entwickelnde Pflanzen als aus dem Umkreis gestaltet zu erfassen sucht, wird diesen auch bei Züchtungen, vom Boden, benachbarten Pflanzen, Tieren sowie Landschaft und Klima bis hin zu kosmischen Konstellationen und Rhythmen und den darin wirkenden geistigen Wesen, einzubeziehen versuchen. Wenn auf solchem Wege – geistzugewandt – mit Ehrfurcht Arbeit verrichtet wird, kann davon gesprochen werden, dass ›Labortische zu Altären‹ werden.

Auf Herrn Huecks etwas merkwürdigen Vorwurf: »In anthroposophischen Zusammenhängen, vor allem in der biologisch-dynamischen Landwirtschaft gilt Gentechnik weithin als Teufelswerk« möchte ich mit Goethes ›Faust‹ erwidern: »Den Teufel spürt das Völkchen nie, / Und wenn er sie beim Kragen hätte.« – Aber der Papst soll ja den Goldenen Reis gesegnet haben.

Hans-Günther Koch